Komplexität als Herausforderung der Kommunikationswissenschaft: von Landkarten, Strategien und Fallen

Marian Adolf

Auch die Kommunikationswissenschaft sieht sich durch die zunehmende Komplexität der modernen Gesellschaft immer mehr herausgefordert. Der Beitrag beschäftigt sich mit der Karriere des Komplexitätsbegriffes als wissenschaftlichem Konzept und Problem, und zeichnet die damit einhergehende Herausforderung für die Kommunikationswissenschaft nach. Im Zentrum steht die Diskussion adäquater Strategien im Umgang mit unvermeidlicher Komplexität als gegenstandsspezifischem, beobachtungsabhängigem und wissenschaftstheoretischem Phänomen. Entsprechende Transformationen im Gegenstandsbereich der gesellschaftlichen Kommunikation sowie in der Entwicklung kommunikationswissenschaftlicher Perspektivierungen werden diskutiert und mit Blick auf die Herausforderung für die Theoriebildung reflektiert. Der Beitrag endet mit einer Erörterung der Pathologien habitualisierter Reduktionsstrategien und legt eine intensivierte Theorieentwicklung als wesentliche Komponente eines produktiven Umgangs mit der unvermeidlichen Komplexität unseres Forschungsfeldes nahe.

Schlüsselwörter: Komplexität, Theoriebildung, Normativität, Medien- und Kommunikationsforschung

He had bought a large map representing the sea,
Without the least vestige of land:
And the crew were much pleased when they found it to be
A map they could all understand.
„The Hunting of the Snark" (Lewis Carroll, 1876)

1. Einleitung

Lewis Carroll, der Autor von „Alice im Wunderland", veröffentlichte 1876 ein Gedicht in 141 Versen mit dem Titel *The Hunting of the Snark*. In diesem Werk fährt eine ungleiche Gesellschaft zur See auf der Suche nach dem Fabelwesen *Snark*, von dem niemand so genau weiß, was es denn eigentlich sei. Für ihre Suche hat die Jagdgesellschaft neben vagen Überlieferungen einzig eine Karte des Ozeans als Anhaltspunkt. Diese Karte ist, zur großen Begeisterung der Mannschaft, leer. Carrolls leere Seekarte kann als ironischer Kommentar zum Umgang mit der Komplexität der Welt gelesen werden: Manch einer reduziert sie soweit, dass nichts als eine leere Karte bleibt, ohne jedoch den Anspruch aufzugeben, mit ihr navigieren zu wollen. Andere streben nach einer Karte, die alle nur verfügbaren Informationen enthält, und enden mit einer, die letztlich so groß ist wie das Gebiet, das sie überblicken soll. Doch auch solch eine Karte büßt ihren Nutzen ein, denn sie bietet keine Orientierung. So kann Carrolls Gedicht als Metapher für jenes Problem gelten, das uns in diesem Themenheft auf vielfältige Weise beschäftigt: die Navigation der kommunikationswissenschaftlichen Forschung zwischen *Verkomplizierung* und *Vereinfachung,* zwischen *Komplexitätssteigerung* und *Komplexitätsreduzierung*.

Zur Behandlung dieser Thematik ist der Beitrag wie folgt aufgebaut: Ich wende mich zunächst (Kap. 2) dem Begriff der Komplexität und seiner Karriere im Gesellschafts- und Wissenschaftsdiskurs zu, um anschließend (3) auf die damit verbundenen Heraus-

 DOI: 10.5771/1615-634X-2017-3-500

https://doi.org/10.5771/1615-634X-2017-3-500 https://www.inlibra.com/de/page/agb - Open Access - (cc) BY

forderungen für die Kommunikations- und Medienforschung einzugehen. Sodann diskutiere ich (4) Strategien im Umgang mit Komplexität und widme mich dabei insbesondere deren Pathologien. Auf Basis der beschriebenen Fallstricke von Selektivität und Normativität ziehe ich schließlich (5) ein Resümee über einen adäquaten Umgang mit Komplexität in der kommunikationswissenschaftlichen Theoriebildung.

2. Die Karriere der Komplexität

2.1 Komplexität als Zeitdiagnose

Es wird zunehmend schwieriger, der alltäglichen Klage über eine umfassende Verkomplizierung des modernen Lebens zu entgehen. Komplexität ist heute zu einem weithin verwendeten Hilfsausdruck zur Bezeichnung der Unübersichtlichkeit der Lebenszusammenhänge in zeitgenössischen Gesellschaften geworden. Das ist, bei aller Metaphernhaftigkeit der Verwendung, ein sozialer Befund, der schon an sich bemerkenswert ist.

Diese „neue Unübersichtlichkeit" (Habermas 1985) kann als Ergebnis der Ausdifferenzierung gesellschaftlicher Strukturen, Milieus und Lebensweisen, der Beschleunigung sozialer Prozesse (Rosa 2005), der Individualisierung von Lebenswelten (Schroer 2001) und der Globalisierung von Ereignishorizonten verstanden werden. In die Wahrnehmung der Menschen geraten diese Ereignisse vor allem im Modus unablässiger Kommunikation. So tritt auch die Rede von der Mediengesellschaft (siehe etwa Saxer 2012) ein in den Reigen der Komplexitätsdiagnosen unserer Zeit, wobei der digitale Medienumbruch die Klage von der Unübersichtlichkeit, Überlastung und Fragmentierung noch zuspitzt. Fast scheint es, als lebte man in einer Welt im permanenten Ausnahmezustand, der seine Ursache in der wachsenden Komplexität zeitgenössischer Sozialformationen und Konfliktlagen hat, die wiederum in wesentlichen Teilen auf immer neuen kommunikativen Verflechtungen (vgl. Adolf & Deicke 2015) und medialer Sichtbarkeit beruhen. Die Rolle der Medienkommunikation für diese immer rascher ablaufenden Veränderungen sowohl der Lebens-, als auch der Systemwelt moderner Gesellschaften – und somit der Beitrag der Medienkommunikation für die Komplexitätsdiagnose – ist also eine doppelte: Denn einerseits spielt die Zunahme der Bedeutung von Kommunikation und Kommunikationsmedien (also das, was wir im Fach als Mediatisierung diskutieren) die Rolle eines Movens sozialstruktureller und kultureller Veränderungen, wie dies etwa in der Rede von der „Digitalen Revolution" anklingt. Andererseits werden diese Veränderungen in ihrer komplexen Gesamtschau (der Gesellschaftsbeobachtung und -reflexion) erst durch und in den Medien sicht- und adressierbar. Angesichts dieser zentralen Rolle der gesellschaftlichen Kommunikation ist nun auch die Kommunikations- und Medienforschung verstärkt mit der Herausforderung konfrontiert, sich explizit mit der Problemstellung Komplexität auseinanderzusetzen und in ihrer Theoriebildung darauf zu reagieren.

2.2 Komplexität als Begriff der sozial- und kulturwissenschaftlichen Forschung

Wie schon im Alltagsdiskurs, dient die in der Wissenschaft häufig anzutreffende Diagnose der Komplexität als auf den Begriff gebrachte Klage über die Unübersichtlichkeit der sozialen Realität bzw. des jeweiligen Gegenstandsbereichs.

Auch in ihrer wissenschaftlichen Verwendung bezeichnet Komplexität zunächst die Einsicht, dass das Verständnis des Beobachters angesichts der Beschaffenheit des Beobachteten überfordert ist (Baecker 2007: 169). Für abschließende Erkenntnis bedürfte es

https://doi.org/10.5771/1615-634X-2017-3-500 https://www.inlibra.com/de/page/agb - Open Access - (cc) BY

eines Zugriffs auf das Ganze, dessen Komplexität genau diesen Zugriff aber verwehrt. Etymologisch verweist der Begriff auf den Umstand der unauflöslichen Verwobenheit der Elemente eines Zusammenhanges, auf „das Ineinander vieler Merkmale“[1], wobei in der Regel auf die (vorläufige) Unmöglichkeit der Erklärung der beteiligten Wirkmechanismen bzw. die Unvorhersehbarkeit des Ergebnisses abgestellt wird. Im Kontext der Wissenschaftstheorie bezeichnet Komplexität einen dynamischen Prozess der Wechselbeziehung von Komponenten eines Wirkungszusammenhanges, wobei – je nach Definition – (i) die Menge der Elemente meist hoch bzw. unbekannt ist; (ii) die Beziehung zwischen zwei sich beeinflussenden Komponenten nicht-linear ist, was eine Feststellung von Kausalität zumindest erschwert bzw. bedingt, dass Rückkopplungseffekte miteinbezogen werden müssen (dynamische Non-Linearität); und (iii) keine Instanz ausgemacht werden kann, welche die Regeln der Wechselbeziehungen vorgibt oder steuern kann (Selbstorganisation).[2] Damit ist jedoch das klassische, und immer noch weit verbreitete Verständnis *wissenschaftlichen Wissens* zur Disposition gestellt, von einer Idealvorstellung der Wissenschaft, die sich so verhält, als wäre es möglich, einen „statischen, allgemeingültigen Wissensschatz [anzuhäufen], der keine Ausnahmen kennt“ (Mitchell 2008: 27).[3]

Das Denken im Medium der Komplexität verdankt sich u. a. Theorieimporten aus den Naturwissenschaften (insbesondere der Biologie) und der Mathematik, etwa aus Weavers einflussreichem Text über *Science and Complexity* (1948), sowie dem Aufstieg kybernetischer und informationstheoretischer Denkmodelle, wie sie seit den 1940er Jahren u. a. von Gregory Bateson (*Steps to an Ecology of Mind*, gesammelt erschienen 1972) oder Ludwig von Bertalanffy (*General Systems Theory*, 1950) vorgelegt wurden. Diese förderten das Denken in Systemen und trugen es alsbald über die Grenzen der eigenen Disziplinen hinaus. In der sozialwissenschaftlichen Tradition ist insbesondere auf den Einfluss der Werke von Talcott Parsons und Robert K. Merton zu verweisen, deren Entwicklung in die Formulierung (struktur-)funktionalistischer Theorien mündete, welche das systemische Denken in weiterer Folge für die gesellschaftstheoretische Theoriebildung anschlussfähig machten. Und zumindest im deutschsprachigen Raum erlebt die Systemtheorie im Schaffen von Niklas Luhmann den Durchbruch zu einer der Basistheorien der sozialwissenschaftlichen Theoriebildung.[4]

Die theoretisch zu bewältigende Komplexität der Sozialwissenschaft ergibt sich aus ihrem Gegenstandsbereich – dem Sozialen – selbst. Dabei können alle Formen der menschlichen Sozialität und ihrer Basisoperation, der Kommunikation, bereits als komplexe Phänomene gelten. Vor allem ist Komplexität aber der *modernen* Gesellschaft eingeschrieben: Die Untersuchung von Handlungen oder Praktiken, von Vergemein- und Vergesellschaftungsprozessen, die zahllosen Wechselwirkungen zwischen psychologischen, ökonomischen, politischen und kulturellen Faktoren im Prozess der Hervorbringung gesellschaftlicher Wirklichkeit sind Paradebeispiele für Prozesse der komplexen Wechselwirkung einer unüberschaubaren Anzahl von Variablen, deren Ablauf von

1 Laut Duden online, http://www.duden.de/ [17.01.2017].

2 Anstelle einer abschließenden Definition von Komplexität findet man in der Literatur oftmals mehr oder weniger fachspezifisch orientierte Aufzählungen ihrer Eigenschaften: „If you ask a biologist ‘What is life?’, he will give you a list of characteristics. He probably won’t give you a strict definition. It’s similar with complex systems” (Simonsen in Cho 2009: 406).

3 Für eine ausführliche Diskussion wissenschaftlichen Wissens und seiner Merkmale siehe Stehr & Adolf (2015).

4 Für eine Zusammenschau dessen, was John Urry als „complexity turn“ in den Sozial- und Kulturwissenschaften bezeichnet, siehe Urry (2005).

https://doi.org/10.5771/1615-634X-2017-3-500 https://www.inlibra.com/de/page/agb - Open Access - (cc) BY

Kontingenz und deren Resultat von Emergenz geprägt ist. „Komplex ist eine Situation dann", so Armin Nassehi (2015: 111), „wenn sie mehrere andere Zustände annehmen kann, das heißt, wenn es zwischen einem Ereignis A und einem Ereignis B keine notwendige oder eineindeutige Beziehung geben muss. […] Man muss keine große Fantasie aufbringen, um das für eine Parabel auf die moderne Gesellschaft zu halten."

Jedoch sind die Ursachen der wissenschaftlichen Karriere des Komplexitätsbegriffes selbst klärungsbedürftig: Verdankt sie sich im Wesentlichen einer tatsächlichen Zunahme an Umweltkomplexität, wie oft behauptet? Oder ist sie, diesen Schluss legt die wissenschaftstheoretische Literatur nahe, eher das Ergebnis eines neuen Reflexionsstandes der Wissenschaft selbst? Betrachtet man traditionelle Anwendungsfelder der Komplexitätsforschung, etwa die Gehirn- oder die Klimaforschung, so wird offensichtlich, dass diese Untersuchungsgegenstände ahistorisch komplex sind und erst aufgrund wissenschaftsinterner Perspektivenverschiebungen als Musterbeispiele nicht-linearer, komplexer Systeme *erkannt* wurden. Verändert hat sich also die *Art der Betrachtung*, nicht jedoch der Gegenstand. Auch in den Sozial- und Kulturwissenschaften liegt es nahe, das Aufkommen von Komplexitätsdiagnosen vor allem Veränderungen auf der Beobachtungs- und Reflexionsebene zuzurechnen: Der Aufstieg des kybernetischen und konstruktivistischen Denkens im Allgemeinen und die Karriere der Systemtheorie als eine der Basis- bzw. Supertheorien im Besonderen lassen ihrerseits die Untersuchung sozialer Systeme in neuem Licht erscheinen.[5]

2.3 Komplexität als Eigenschaft, Perspektive und Problem

Sofern man sich mit Komplexität „als Bezugspunkt kommunikationswissenschaftlicher Theoriebildung" (s. Call for Papers für dieses Themenheft) auseinandersetzt, bedarf es auch hier zunächst der Klärung der Motive der Hinwendung zu diesem Begriff. Denn auch für die Kommunikationswissenschaft gilt: Damit *etwas* als komplex gelten kann, bedarf es *jemandes*, der es als komplex wahrnimmt. Komplexität ist eine beobachter- bzw. beobachtungsabhängige Zuschreibung (Krause 2005: 178). Nun ist, wie erwähnt, Komplexität für die Sozial- und Kulturwissenschaften als Reflexionssystem der modernen Gesellschaft beileibe kein neues Phänomen. Im Gegenteil: Die Ausdifferenzierung sozial- und kulturwissenschaftlicher Disziplinen selbst kann historisch als Antwort auf die immense Steigerung an sozialer Komplexität gelten. Und doch scheint es, und dieses Themenheft kann als Hinweis darauf gewertet werden, dass Komplexität über die Zeit immer mehr als eine Herausforderung der Forschung wahrgenommen wird:

(1) So wird der Aufstieg der Komplexität oftmals als *Konsequenz der Veränderung* des jeweils relevanten Gegenstandsbereichs bzw. der Objekte der Disziplin gesehen. Komplexität ist aus dieser Perspektive eine Folgeerscheinung neuer Eigenschaften der Untersuchungsobjekte bzw. deren dynamischer Veränderung. Die Ursache der (notwendigen) Komplexitätssteigerung auf Seiten der Wissenschaft erscheint aus dieser Warte als *sachlich* begründet. Vor dem Hintergrund der Entwicklung der modernen Gesellschaft als Bezugsrahmen für sozial- und kulturwissenschaftliche Forschung lässt sich dies anhand von Beschreibungen feststellen, die einer Pluralisierung, Differenzierung, Individualisierung und Fragmentierung der Gesellschaft das Wort reden. Mit Blick auf Kommunikation kann auf die Zunahme medialer Formen, medientechnologischer In-

5 Das bedeutet jedoch nicht, dass sich der Begriff der Komplexität allein in willkürlichen Zuschreibungen erschöpft. Sehr wohl muss es möglich sein, komplexere von weniger komplexen Untersuchungsgegenständen zu unterscheiden, da der Begriff ansonsten seiner Bedeutung verlustig ginge.

https://doi.org/10.5771/1615-634X-2017-3-500 https://www.inlibra.com/de/page/agb - Open Access - (cc) BY

novationen und der Diversifizierung von Kommunikationsmodi und Mediennutzung verwiesen werden (siehe Abschnitt 3).

(2) Zugleich gemahnt uns das systemische Denken an den Umstand, dass operativ geschlossene Systeme, und als solches auch die Wissenschaft, durch Umweltveränderungen nicht direkt affiziert werden können, sodass Veränderungen auf der Objektebene keine hinreichende Erklärung für die Bedeutungszunahme von Komplexitätsbeschreibungen darstellen. Die zunehmende Beobachtung *von* Komplexität bzw. die Beschreibung der sozialen Welt *als* komplex müssen daher als Konsequenz eines allgemein gestiegenen Verständnisses für die vielgestaltigen wechselseitigen Faktoren zu erklärender Prozesse und Phänomene der natürlichen und sozialen Welt verstanden werden, beziehungsweise als Einsicht in das Scheitern früherer Beobachtungsstrategien. Wissenschaftstheoretisch kann die Karriere des Komplexitätsbegriffes sodann als Funktion der Problematisierung des *wissenschaftlichen Erkenntnismodus* betrachtet werden: „Die reduktionistische Annahme, man könne alle komplex zusammengesetzten Strukturen und Systeme ausschließlich durch Untersuchung der Eigenschaften ihrer einfachsten Bestandteile restlos erklären, lässt sich nicht aufrechterhalten“ schreibt etwa die Wissenschaftstheoretikerin Sandra Mitchell (2008: 36). Und weiter: „Die Reduktion auf nichts anderes als die Dinge, die kausal bedeutsam, wirklich oder für eine Erklärung ausreichend sind, kann wichtige Verhaltensmerkmale komplexer Systeme nicht erfassen“ (ebd.: 33). Wo die Forschung auf Basis tradierter Instrumente an der Komplexität der sozialen Welt scheitert, muss sie ihre Beobachterperspektive von linearen Wirkungszusammenhängen auf die Beobachtung non-linearer Beziehungen umstellen.

(3) So wird Komplexität schließlich selbst *als Problem sui generis* erfasst (vgl. Leendertz 2015: 2). Komplexität ist zugleich ein Phänomen, das sich aus der Einsicht der Inadäquatheit der eigenen analytischen Kapazitäten angesichts einer beharrlich widerspenstigen sozialen Wirklichkeit ergibt, und diese in ihrer Dynamik erst zu erkennen beginnt; und eines, das sich sodann im Lichte einer Umstellung der Beobachtungsperspektive in seiner ganzen Unübersichtlichkeit, und als „intellektuelle[r] und politische[r] Kontrollverlust“ (ebd.: 4), offenbart. Komplexität kann also weder als ein rein beobachtungsimmanentes bzw. wissenschaftsinternes noch als allein aus Veränderungen der sozialen Wirklichkeit resultierendes Phänomen verstanden werden. Vielmehr wird es selbst zu einem. Es kann dabei sowohl als paradoxales Phänomen gelten, da der Begriff „als Einheit [bezeichnet], was er als Vielheit meint“ (Luhmann 1992: 364), als auch als autologisches, da es auf sich selbst anzuwenden ist (Luhmann 1998: 136).[6]

Schließlich mag (4) auch eine w*issenschaftssoziologische* Komponente eine Rolle spielen, ist doch der Rede von der Komplexität ein gewisses Maß an Modehaftigkeit nicht abzusprechen. Getreu dem Motto „Viel Feind, viel Ehr!“ ist es prestigeträchtig, sein Forschungsfeld als komplexen Phänomenbereich darzustellen. Die Popularität des Begriffes ist zudem seiner entlastenden sprachlichen Funktion zu verdanken: „Im Begriff der Komplexität schließt der Beobachter Frieden mit seiner eigenen Überforderung durch eine als komplex beschriebene Welt“ konstatiert etwa Dirk Baecker (2005: 160). So entlastet der Begriff von der Vielfalt an möglichen, phänomenspezifischen, theoretischen und methodischen Ausgangspunkten angesichts der nicht mehr zu überblickenden Menge an Wissensbeständen, die dem forschenden Individuum heute zur Verfügung stehen.

6 Dass sich dieser Beitrag vornehmlich auf eine systemische Betrachtung des Phänomens Komplexität bezieht, liegt an der zentralen Bedeutung des Konzepts in dieser Theorietradition. Dies gilt insbesondere für die Untersuchung *sozialer Komplexität*, deren Aufstieg zu einem zentralen Begriff der Theoriebildung mit der Karriere der sozialwissenschaftlichen Systemtheorie einhergeht.

https://doi.org/10.5771/1615-634X-2017-3-500 https://www.inlibra.com/de/page/agb - Open Access - (cc) BY

Zusammenfassend lässt sich also festhalten, dass der Aufstieg der Komplexität zu einem der Leitbegriffe der zeitgenössischen Sozial- und Kulturwissenschaft mehrere Quellen hat, welche mit *sachlichen Veränderungen* der Objekte bzw. des Gegenstandsbereichs zusammenhängen, sich wissenschaftstheoretischen Erwägungen und dem Voranschreiten der verfügbaren *Denkinstrumente* verdanken, sodass schließlich Komplexität als *eigenständiges Problem* zu ihrem Recht kommt, was wiederum wissenschaftssoziologische Konsequenzen zeitigt.

3. Komplexität als Herausforderung der Kommunikationsforschung

Auch in unserem Fach trägt eine Reihe von Entwicklungen zur Steigerung der Komplexität bei, die sich zunächst in *wissenschaftsexterne* und *wissenschaftsinterne* Faktoren unterteilen lassen, wobei diese, wie zuvor ausgeführt, miteinander gekoppelt sind.

3.1 Veränderungen des Gegenstandsbereichs Gesellschaftliche Kommunikation: Medien- und Gesellschaftswandel

„Komplex" wird in der kommunikations- und medienwissenschaftlichen Literatur zum Attribut einer ganzen Reihe von gegenstands-, akteurs-, theorie- und methodenspezifischen Herausforderungen. So werden u. a. Medienwirkungen, das Medienhandeln bzw. die kulturell gerahmte Interpretation auf Seiten des Publikums oder die soziale Einbettung des Kommunikationsprozesses an sich als komplex bezeichnet. Als wären Kommunikationsprozesse nicht schon an sich komplex genug, treten seit Mitte der 1990er Jahre der digitale Medienumbruch und die daraus kontingent erwachsenden Transformationsprozesse der gesellschaftlichen Kommunikation zunehmend ins Blickfeld der Kommunikationsforschung. Einher mit der beschleunigten medientechnologischen Innovation („Medienwandel") gehen Veränderungen der Produktion, der Distribution und der Rezeption von Medienangeboten. Es entstehen neue kommunikative Formen (bspw. instantane, textbasierte interpersonale Kommunikation), neue Modalitäten (etwa die Netzwerkorganisation von Kommunikationsabläufen) und neue Funktionen der medienvermittelten Kommunikation (so etwa hinsichtlich der Organisation kollektiven Handelns vermittels interaktiver Medien, bzw. der Mediatisierung ehemals non-medialer Praktiken). Des Weiteren hat es das Fach mit neuen Akteuren der Produktion von Medieninhalten, der Entstehung immer neuer Nischen von Medienangeboten, sowie – auf Rezipientenseite – mit individualisierten Nutzungsmustern und emergenten Kommunikationspraktiken zu tun, die sich auch neuen Lebensstilen und -bedingungen verdanken („Gesellschaftswandel") und diese zugleich ermöglichen.

Digitale Medien oder das Internet als solches werden in weiterer Folge als „complex technological environment" (Lunt & Livingstone 2011: o. S.) begriffen oder als „emergent, unforeseeable, complex behaviour of the total, self-organized WWW social system" (Latzer 2013a: 131) qualifiziert. Komplexität wird zusehends zu einer Herausforderung für die Kommunikationsforschung und -praxis „as our communication environment continues to become more intricately and tightly linked, yet also more global" (Gilpin & Murphy 2010: 80). Diese technisch-materiellen, strukturellen und kulturellen Transformationen bedingen wiederum Veränderungen auf der Ebene der Formalobjekte der Kommunikationswissenschaft, wie etwa dem Begriff der Verständigung, dem Verständnis von Öffentlichkeit und insgesamt der Frage nach der Rolle der Medienkommunikation für die Formierung sozialer Beziehungen und deren mittelbarer Einfluss- und Erfolgsgrößen (Kreativität, Identität, Macht, Sinn u. a. m.).

https://doi.org/10.5771/1615-634X-2017-3-500 https://www.inlibra.com/de/page/agb - Open Access -

Dass es sich bei der hier notwendig unvollständig bleibenden Aufzählung von Veränderungen des Gegenstandsbereichs der Kommunikationsforschung nicht allein um quantitative und inkrementelle Veränderungen, sondern um in ihren Konsequenzen bislang kaum abschätzbare Verschiebungen und Ergänzungen des historischen Kommunikationssystems einer Gesellschaft handelt, wird auf der Makroebene von Dirk Baecker mit Verweis auf einen Medien*umbruch* begründet: „Jedes neue Medium [hier: der Computer, d. Verf.] konfrontiert die Gesellschaft im Verhältnis zum bislang Gewohnten mit neuen Möglichkeiten der Kommunikation, für die zunächst keine Erwartungsstrukturen bereitstehen, die zu definieren (begrenzen) vermögen, welche dieser Möglichkeiten mit den herrschenden Strukturen der Gesellschaft kompatibel sind und welche nicht“ (Baecker 2007: 123). Sofern die Kommunikationswissenschaft, um mit Craig Calhoun zu sprechen, ein Feld ist, das „literally studies ways in which the world is made“ (2011: 1495), dann bedeuten die aus der digitalen Medien(r)evolution für das kommunikationswissenschaftliche Reflexionssystem erwachsenden Herausforderungen geradezu eine Explosion der zu bewältigenden Komplexität. Denn die individuelle, dabei stets kontingente Vernetzung der Kommunikation im Paradigma der Netzwerkgesellschaft ist der Mechanismus der laut Armin Nassehi „Komplexität und Digitalität [verbindet]: Es geht dabei eben nicht um Kollaboration und Kollektivität, sondern darum, dass sich die *Erreichbarkeit der Welt individualisiert* – Pfade werden immer unwahrscheinlicher und deshalb auch unterschiedlicher“ (2015: 125, Herv. d. Verf.).

Wir haben es also gerade im Feld der gesellschaftlichen Kommunikation mit einer immensen Zunahme der Anzahl und Vielfalt von Kommunikationsteilnehmern und -prozessen zu tun, die noch dazu in ihrer Wechselwirkung mit anderen gesellschaftlichen Prozessen immer wieder in neue qualitative Systemzustände umschlagen (siehe etwa rezente Debatten um „Shitstorms“ und die erhöhte Volatilität öffentlicher Reputation, oder die zunehmende Radikalisierung ehemals marginalisierter politisch-weltanschaulicher Extrempositionen und der damit verbundenen Zunahme sog. „Hatespeech“ in sozialen Medien etc.). Die Wissenschaft reagiert auf Veränderungen des Gegenstandsbereichs, dem mithilfe angestammter Begrifflichkeiten nicht länger beizukommen ist: *prosumer*, *netizens* und *digital natives*, *second screens*, *multi screens*, *gatewatching*, *sousveillance* und unzählige andere Neologismen helfen nicht nur dabei, Veränderungen auf der Objektebene begrifflich zu erfassen, sondern kreieren zugleich Anschlussprobleme in der Verknüpfung mit bestehenden Begriffsapparaten. Hinzu tritt die Anreicherung kommunikationswissenschaftlicher Theoriebestände durch neue oder wiederentdeckte theoretische Ressourcen, die den veränderten Gegenstandsbereich auf neue Art in den Blick nehmen.

Da jedoch angestammte Formen der Kommunikation und Kommunikationsmedien weiterbestehen, kommt es noch nicht einmal zu einer Entlastung durch den Wegfall alter Objektbereiche. Denn die neuen digitalen Medien und ihre vielfältigen Kommunikationsformen lösen bestehende Muster der gesellschaftlichen Kommunikation nicht einfach ab. Mit Chadwick (2013) lässt sich deshalb die systemische Veränderung als *Hybridisierung* verstehen, in der alte und neue Medien, tradierte und emergente Formen der Kommunikation, bekannte und unbekannte Wechselbeziehungen ineinanderfließen. Hinsichtlich ihrer Funktionen kommt es zu einer Neukonfiguration von Kommunikationskanälen, Medieninhalten und Nutzungsmustern.[7]

7 Als ein bemerkenswertes Beispiel mag hierfür der von Hasebrink & Hölig (2014: 19) diskutierte Befund einer Studie des Hans-Bredow-Instituts gelten (Hasebrink & Schmidt 2013), nämlich

https://doi.org/10.5771/1615-634X-2017-3-500 https://www.inlibra.com/de/page/agb - Open Access - (cc) BY

Die Aufzählung relevanter Felder und Phänomene gesellschaftlicher Kommunikation, in denen sich die hier angedeuteten Transformationsprozesse beobachten lassen, scheint beinahe unerschöpflich, sodass es zunehmend weniger Sinn macht, diesbezügliche kommunikationswissenschaftliche Forschungsbemühungen unter alten Gattungsbegriffen zu subsumieren oder mit nur scheinbar eindeutigen Etiketten, etwa „Neue Medien", zu versehen. Begrifflichen Innovationen müssen also in einem nächsten Schritt heuristisch-konzeptionelle Prozessschemata nachfolgen, deren Unterscheidungen auf einer höheren Ebene der Beobachtung ansetzen, wie etwa Winfried Schulz' Dimensionen des Mediatisierungsprozesses (Schulz 2004).

3.2 Ausdifferenzierung des Reflexionssystems Kommunikationswissenschaft: Spezialisierung und Fragmentierung

Immer wieder wird die in der Kommunikationsforschung scheinbar stark ausgeprägte Kleinteiligkeit der Fragestellungen kritisiert. So fordert etwa Wolfgang R. Langenbucher die Überwindung des „in unserem Fach beliebten Ansatzismus" hin zu Werken, „mit denen wir uns mit dem gleichen Erfolg wie die Historiker an ein gebildetes und politisch waches Publikum richten", um Einsichten von „historischer, kultureller und gesellschaftlicher Relevanz" zu vermitteln (Langenbucher 2005: 185). Eine solche „gesellschaftsorientierte Publizistikwissenschaft" überwindet die „Defizite einer historisch unsensiblen, kleinteiligen Beschäftigung mit den Fragen der gesellschaftlichen Kommunikation" (ibid.). Der Weg zu einer „Vogel- statt Nahperspektive" (ebd.: 188) führt, laut Langenbucher, über eine komparatistische, makroperspektivische und longitudinal forschende Kommunikationswissenschaft.

Entgegen diesem Desiderat deutet die Entwicklung des Faches in eine andere Richtung, dessen zunehmende Zersplitterung moniert wird.[8] Es scheint, als werde das Fach selbst immer komplexer. Zu den endogenen Komplexitätstreibern des Feldes gehören neben einer nachholenden Internationalisierung vor allem die selbst auferlegte Zuständigkeit für immer neue Forschungsgegenstände und -fragen. Spezialisierte Journals, eine unüberschaubare Vielfalt an Tagungen und die stete Zunahme an Sektionen und „research commitees" in den Fachvereinigungen legen von dieser Entwicklung Zeugnis ab. So hat die DGPuK mittlerweile 19 *Fach- und Ad-hoc-Gruppen*, die ECREA 21 *sections*, die IAMCR 31 *sections* und *working groups* und die ICA ebenso 31 *divisions* und *interest groups* (Stand Oktober 2016). Daraus entsteht eine Situation, in der immer avanciertere methodische Zugriffe immer kleinteiligere Befunde hervorbringen, sich jedoch keine Instanz findet, die noch in der Lage wäre, diese Kleinteiligkeit in einen synopti-

dass in einer Reihung der „persönlich wichtigsten Informationsquellen zur politischen Meinungsbildung" die Suchmaschine *google.de* hinter der *Tagesschau* auf dem zweiten Platz landet. In diesem empirischen Datum offenbart sich en miniature der hybride Charakter ehemals nach Gattung und Funktion klar zu unterscheidender Medien(angebote), mit denen wir es heute zu tun haben.

8 An solchen Klagen mangelt es nicht. Sie spiegeln die notorische Debatte um die Identität des Faches wider. Es sei hier etwa auf die vielzitierte Ausgabe des *Journal of Communication* „Ferment in the field" (Vol. 33, Heft 3, 1983) verwiesen. Jüngeren Datums ist die Bestandsaufnahme von Craig Calhoun, der in seinem Beitrag zum Opening Plenary der ICA-Konferenz in Boston (2011) von „diversity and creative chaos of the field of communication" (2011: 1482) sprach. Jefferson D. Pooley & David W. Park beginnen ihre Entwicklungsgeschichte der Kommunikationsforschung im ICA-Handbuch gar mit der Feststellung: „Communication research is, and has been, unwieldy balkanized" (2013: 76).

https://doi.org/10.5771/1615-634X-2017-3-500 https://www.inlibra.com/de/page/agb - Open Access - (cc) BY

schen Blick auf die Wirklichkeit der Medienkommunikation zu integrieren. Aufgrund seiner stark interdisziplinären Bezüge reagiert das Fach zudem besonders sensibel auf Veränderungen in angrenzenden Forschungsfeldern, etwa der Soziologie, der Psychologie und der Informatik und anderen mehr, deren eigenständige Entwicklung sich in den Querschnittfeldern der Kommunikationsforschung niederschlägt.

So handelt es sich bei der Herausforderung durch Komplexität nicht alleine um ein gegenstandsspezifisches Geschehen, sondern eben auch um eines der Zunahme parallel existierender Perspektiven und korrespondierender Problemstellungen („Polykontexturalität“). Aus dieser Warte erscheint die vielfach wahrgenommene Ausdifferenzierung und Spezialisierung der kommunikationswissenschaftlichen Forschungsfelder – und damit das zunehmende Fehlen integrierender Perspektiven und umfassender Theorieentwürfe („Ansatzismus“) – weniger als eine direkte Folge exogenen Veränderungsdrucks als vielmehr als Indikator dafür, wie viele Perspektiven die zeitgenössische Kommunikationsforschung einnehmen *kann*. Die Übernahme spezifischer Perspektiven ist jedoch folgenreich: Denn die terminologisch-konzeptionelle, also *sprachliche* Herstellung von Ordnung – hier für den Bereich der Beschreibung und Klassifikation gesellschaftlicher Kommunikationsprozesse – bedarf der Klassifizierung bzw. Integration der komplexen Vielheit an relevanten sozialen Erscheinungen. Solche Erzählungen sind, so lehrt uns die Komplexitätstheorie, aber eben nichts, was der angetroffenen Komplexität zu eigen wäre oder aus ihr hervorgeht (Nassehi 2015: 132-133). Es ist der Beobachter, der die Unterscheidungen mit seinen Beschreibungen an die Gegenstände heran- und ordnend in den Phänomenbereich hineinträgt. Dass wir dabei immer schon zu spät kommen, ist Teil der Komplexitätsproblematik, und nicht etwa, wie man das bisweilen hört, der Rückständigkeit der Kommunikationswissenschaft geschuldet. Denn uns stehen immer nur „die Unterscheidungen zur Verfügung […], die uns aus der Vergangenheit bekannt sind, die aber für die Zukunft kaum taugen […]“ (ebd.: 132).

Unsere Fach- und Theoriegeschichte kennt einige Präzedenzfälle für das Auftauchen neuer Perspektivierungen, durch die angestammte Beobachtungsfelder und -gegenstände fortan in neuem Licht erscheinen: so etwa die Relativierung bzw. Re-Konzeptualisierung des Konstrukts der Medienwirkung durch Lazarsfeld, Berelson & Gaudet (1944). Oder die ebenso analytisch wie programmatisch wichtige Einsicht von Raymond Williams, dass es keine Massen gibt, sondern nur Arten und Weisen – also Perspektiven –, Menschen als Masse zu betrachten (Williams 1958). Man denke auch an Elihu Katz‘ berühmte Umstellung von einer kommunikator- zu einer rezipientenzentrierten Beobachterperspektive des Massenkommunikationsprozesses („What do people do with the media?“, Katz 1959: 2). Es ist ein definitorisches Merkmal komplexer Systeme, dass die Unmöglichkeit ihrer Erfassung *in toto* das Merkmal der Beobachterabhängigkeit vorgibt. Es passiert hier auf der Ebene eines Beobachtungssystems, der Kommunikationswissenschaft, das, was wir für den Untersuchungsgegenstand Kommunikation längst erkannt haben: nämlich das Phänomen, vom Rezipienten her zu denken und nicht von unumstößlichen Eigenschaften des Kommunikats bzw. allein ausgehend von den Absichten des Kommunikators.

So lässt sich resümieren, dass sich die Herausforderung der Kommunikationsforschung durch Komplexität aus exogenen und endogenen Veränderungen ergibt, Komponenten, die wiederum untereinander in Wechselwirkung stehen. Hybridisierung und Innovation im Medien- und Kommunikationssystem der Gesellschaft zwingen das kommunikationswissenschaftliche Reflexionssystem zu reagieren, und diese Reaktionen wirken rekursiv auf die Konstruktion des Gegenstandsbereichs zurück.

https://doi.org/10.5771/1615-634X-2017-3-500 https://www.inlibra.com/de/page/agb - Open Access - (cc) BY

3.3 Prinzipien des Umgangs mit Komplexität

Sofern wir also davon ausgehen müssen, dass mit der Unberechenbarkeit nicht-trivialer Systeme „das Problem der Komplexität zum Ausgangsproblem jeder Beobachtung [wird] – und auch und erst recht natürlich jeder Beobachtung der Art und Weise, wie die Wissenschaft als System die Welt beobachtet und beschreibt" (Luhmann 1992: 277f.), wird die Frage nach dem strategischen Umgang mit Komplexität entscheidend. Noch bevor Niklas Luhmann seine Gesellschaftstheorie auf Basis einer Theorie sozialer Systeme vorgelegt hatte, formulierten Klages & Nowak (1971: 200f.) in ihrer kritischen Bestandsaufnahme des Scheiterns großer Theorieentwürfe der Soziologie und basierend auf den Grundlagen der General Systems Theory in der Tradition von Bertalanffys zwei prinzipielle Möglichkeiten eines Systems, mit Umweltkomplexität umzugehen: einer *systeminternen* und einer *systemexternen* Reduktion ebendieser Komplexität.

„The system-internal variant, which is dealt with dominantly by the General Systems Theory as a ‚typical' way of reduction of complexity, requires an increase of the information processing capacity of the system. […This] is normally possible only through a change of the system's structure of information processing, concretely: through a ‚differentiation' of this structure. [...] The substitute solution is that the system stereotypes its structure of information processing and ‚alters' (simplifies) its environment, in order to ‚unburden' itself from the pressure of complexity thereby."

In der Bewältigung von Komplexität lassen sich also die Prinzipien *Abstrahierung* und *Differenzierung* grundsätzlich unterscheiden, welche sowohl impliziten wie expliziten Strategien zugrunde liegen. Tatsächlich lässt sich jedoch zumeist ein Wechselspiel dieser beiden Vorgehensweisen beobachten, wobei es sich hierbei keineswegs um planvolle Entscheidungen handeln muss. Dieser Zusammenhang findet sich auch in obigen Ausführungen zur kommunikationswissenschaftlichen Herausforderung durch Komplexität wieder: Die exogenen Faktoren eines sich verändernden Objektbereichs zeitigen wissenschaftsinterne Folgen, während zugleich die inhaltliche Ausdifferenzierung der Forschungsansätze zu immer neuen Forschungsfragen und spezifischen Perspektivierungen führt. Sofern Komplexität bedeutet, „dass etwas unterschiedliche Zustände annehmen kann, und das nicht einmal nacheinander, sondern gleichzeitig" (Nassehi 2015: 164), macht die jeweils eingenommene Perspektive, die Selektion, den Unterschied. Daraus folgt, dass mit „dem Begriff der Komplexität […] demnach die Einsicht in Selektionszwang gesetzt [ist]" (Luhmann 1992: 368). Somit ist Perspektivendifferenz ein *konstitutives* Merkmal komplexer Prozesse – und das nicht etwa, weil man sich dafür entscheidet, sondern weil Komplexität dem Beobachter keine andere Wahl lässt.

So sind alle wissenschaftlichen Zugriffe auf die Phänomene der sozialen Welt reduktiv. Gleichgültig auf welchen erkenntnistheoretischen Grundlagen sie fußen und wie diese Grundlagen auf die Konstruktion und Rechtfertigung von Instrumenten zurückverweisen, ist ihnen doch allen gemein, dass sie die Erscheinungen selegieren, aggregieren und zum Zwecke der Erkenntnisgewinnung umformen. Sofern alle wissenschaftlichen Zugriffe einer regelgeleiteten Komplexitätsreduktion gleichkommen, ist es umso wichtiger, sich der Beschränkungen der eigenen Theorien und Methoden gewahr zu sein. Um die konkreten Formen der Selektivität und der sie unterfütternden planvollen oder habituellen normativen Fundierungen soll es abschließend gehen.

4. Selektion, Reduktion und Normativität: Überlegungen zum fachlichen Umgang mit Komplexität

In ihrer ironischen Überzeichnung legt Carolls eingangs zitierte Seekarte eine der Pathologien im Umgang mit Komplexität bloß: Die leere Karte reduziert die anzutreffende

https://doi.org/10.5771/1615-634X-2017-3-500 https://www.inlibra.com/de/page/agb - Open Access -

Komplexität dadurch, dass die Umweltinformationen den Präferenzen bzw. den Kapazitäten der Beobachtung angepasst werden. Im Extremfall beobachtet man dann nur das, was man beobachten will. Im gegenteiligen Fall, einer Landkarte mit allen nur verfügbaren Informationen, überfordert man das System in einem Maße, dass eine sinnvolle Navigation, hier: Theoretisierung, nicht mehr möglich ist.

Damit ist ein paradoxer, von Niklas Luhmann popularisierter Zusammenhang benannt, nämlich dass Komplexität unvermeidlich nur mit Reduktion beizukommen ist, diese Reduktion nun aber den zu beobachtenden Gegenstand unweigerlich entlang der Kategorien des Beobachters umformt. Kurz: „Wenn es um Reduktion geht, ist Komplexität das Problem der Probleme“ (Luhmann 1992: 364). So erwachsen denn auch die Herausforderungen der Komplexität für die kommunikationswissenschaftliche Theoriebildung nicht unmittelbar aus ihr selbst, sondern aus den *Strategien ihrer Bewältigung* – beziehungsweise deren Pathologien. Die Problematik liegt also nicht in der Komplexität als solcher und auch nicht in der regelgeleiteten Reduktion dieser Komplexität, sondern im *Reflexionsgrad der Forschungspraxis* gegenüber ihrer eigenen Selektivität. Dies betrifft unter anderem die folgenden Reduktionsmuster:

4.1 Abstrahierung/Simplifizierung: Mögliche, sich aus der Stereotypisierung der Umwelt ergebende Probleme

Das, was von Klages & Nowak (1971) als stereotypisierende Auslagerung beschrieben wurde, kommt einer Reduktion der Umwelt entlang der eigenen Beobachtungsschemata gleich: Der komplexe Gegenstandsbereich der gesellschaftlichen (Medien-)Kommunikation wird auf orthodoxe Kategorien und Klassifikationen reduziert. Oder, auf die Forschungspraxis gemünzt: Die Analyse bleibt hinter dem notwendigen Reflexionsgrad der dynamischen Veränderung des Gegenstandsbereichs zurück. Ein Beispiel dafür besteht in einer dogmatischen *Kanonisierung* spezifischer theoretisch-konzeptioneller Grundlagen und zugehöriger Vertreter und Werke. Die in diesem Zusammenhang auftretende Frage nach der Auswahl jener Texte, die dann etwa in der universitären Lehre als Grundlagen dienen, ist oftmals eher wissenschaftssoziologisch denn wissenschaftstheoretisch zu beantworten. So ist die Verpflichtung auf eine gemeinsame Tradition oder eine prägende Schule meist ein impliziter Prozess, der bereits im Studium einsetzt und nur selten selbst thematisiert wird (vgl. Wendelin 2008). Ein dezidiertes Gegenbeispiel liefern Elihu Katz & Kollegen (2003), die die Frage nach der Auswahl eines kommunikationswissenschaftlichen Kanons fragend und zugleich offensiv betreiben.[9] Da solchen Traditionslinien ein jeweils grundständiges (und prägendes) Verständnis von Kommunikation, Medien und Erkenntnisinteressen entspricht, die untereinander hinsichtlich der technischen Materialität, der sozialen Funktion oder der Rolle des Publikums wesentliche Unterschiede aufweisen, hat dieses wissenschaftssoziologische Phänomen (Meyen 2013) schließlich auch wieder wissenschaftstheoretische Implikationen.

Dass nämlich die Konsequenzen der Entscheidung für ein bestimmtes theoretisches sowie methodisches Vorgehen über den Begründungs- bzw. Rechtfertigungszusammenhang weit hinausweisen, ist eine Erkenntnis, die gerade von der Komplexitätsforschung erneut auf den Plan gerufen wird. So beginnt die Bewältigung von sozialer Kom-

9 Katz et al. (2003) erkennen zwar grundsätzlich die Schattenseiten der Kanonisierung an, beharren jedoch darauf, einen Kanon der anglosächsischen Kommunikationsforschung festzulegen: Die dreizehn Texte, die hier versammelt sind, lassen sich der Columbia School, der Frankfurter Schule, der Chicago School, der Toronto School und der Birmingham School zuordnen und spannen somit eine erfreulich große Bandbreite an Denkschulen auf.

https://doi.org/10.5771/1615-634X-2017-3-500 https://www.inlibra.com/de/page/agb - Open Access - (cc) BY

plexität eben nicht erst auf der Ebene des Designs und der Methodik konkreter Studien, sondern bereits mit den Theorien: „Die übergreifenden Erklärungsansätze identifizieren relevante Kenngrößen und konstituieren den begrifflichen Raum für die Formulierungen sinnvoller Untersuchungsfragen und den Entwurf fruchtbarer Forschungsvorhaben", stellt der Komplexitätsforscher Martin Carrier (2006: 56f.) fest. Die Theorien, auf die wir unsere Forschung stützen, haben Einfluss auf die Befunde, die wir erhalten (Adolf & Wallner 2005). Kanonisierung und andere Formen der Schulenbildung sind also Komplexitätsreduktion auf Ebene der möglichen Perspektivierungen und stellen den Forschungsgegenstand betreffende Wirklichkeitsannahmen auf Dauer.

Eine andere reduktive Strategie der Sozialwissenschaft besteht in der zyklisch wiederkehrenden Tendenz mancher Forschung, Zuflucht in *psychischen bzw. biophysiologischen Gesetzmäßigkeiten* zu suchen (vgl. Waters 2014) und dabei alleine auf das Individuum abzustellen. Soziale und kulturelle Prozesse können aufgrund ihrer Kontextabhängigkeit jedoch nicht um ihren konstitutiven sozialen Kontext gekürzt werden. Wie etwa Byrne (1997) emphatisch einfordert, geht es einer komplexitätstheoretisch geschulten Sozialforschung letztlich um die Untersuchung von Sozialität als solche, „that is, of whole system properties [allowing] for examination of their emergence and transformation over time. This is an important corrective to the overwhelming emphasis on the individual case in quantitative social science, where the individualistic focus involves an implicit and erroneous assumption that it is possible to derive the macro properties of social systems from the aggregation of the properties of the individuals constituting them" (Byrne 1997: o. S.). Ein „evolutionär-komplexe[s] Paradigma" der Kommunikationsforschung hingegen verlegt „den Schwerpunkt weg von rein reduktionistischen, statischen Betrachtungen hin zu systemischen und dynamischen Ansätzen" (Latzer 2013b: 14).

Oftmals kommen solche individualistisch-mikroperspektivischen Strategien letztlich einer Themenverfehlung gleich, da sie soziokulturelle Wechselwirkungen aus dem Blick verlieren und somit die Komplexität überindividueller Prozesse ausblenden. So droht auch hier potenziell eine Entfremdung des Forschungsgegenstandes durch analytische Zergliederung emergenter Prozesse, die letztlich das negieren, was sie erheben wollen. Forschungspraktisch weist uns der Begriff des Kontexts auf die Skalenabhängigkeit unserer Beobachtung hin: Je nachdem, wie wir den Fokus wählen, werden Komponenten bedeutsam, die in geringerer Auflösung unsichtbar bleiben (et vice versa). Und der Begriff der Emergenz wiederum enthält für die Sozialforschung den Hinweis, dass wir die dynamische Veränderung zwischen den Komponenten berücksichtigen müssen, sodass eine Erkenntnis nur eine vorläufige Erkenntnis bleibt.

So liegt die Pathologie der Abstraktion in der Übersimplifizierung bzw. der Ausblendung dynamischer Entwicklungen und Entwicklungskontexte. Im schlimmsten Fall führt eine überschießende Reduktion von Umweltkomplexität qua Stereotypisierung zur Irrelevanz der Beobachtungen und langfristig zur Irrelevanz der Forschung eines Faches für andere Sozial- und Kulturwissenschaften und letztlich für die Gesellschaft selbst.

4.2 Differenzierung/Spezialisierung: Mögliche, sich aus der Fragmentierung der Umweltbeobachtung ergebende Probleme

Wie dargelegt, erhält man eine Kapazitätssteigerung der Umweltbeobachtung, also eine Differenzierung des beobachtenden Systems (hier: der Wissenschaft), nur um den Preis der Spezialisierung. Die Komplexitätsentlastung ergibt sich hier aus der Fokussierung auf Detailprobleme, wodurch jene Beobachtungskapazitäten geschaffen werden, derer

https://doi.org/10.5771/1615-634X-2017-3-500 https://www.inlibra.com/de/page/agb - Open Access - (cc) BY

es zur Bewältigung der anzutreffenden Gegenstandskomplexität bedarf. Während also die Abstrahierung Selektionen tendenziell präformiert, werden durch die systeminterne Differenzierung mögliche Selektionsentscheidungen diversifiziert.

Ein Blick auf die Risiken der mit einer Spezialisierung einhergehenden Ausdifferenzierung des Faches führt uns zurück zur exemplarischen Klage Langenbuchers (2005) über dessen perspektivische Kleinteiligkeit. Aus komplexitätstheoretischer Warte ist Spezialisierung ja gerade einer der Treiber des von ihm diagnostizierten „Ansatzismus“. Dazu zählt auch ein, etwa von Livingstone & Lunt (2014: 704) beklagter „presentism“ der Forschung, also die Verengung des Forschungsinteresses auf aktuelle, bisweilen modische Fragestellungen. Gefordert wird der Mut des Faches, nicht nur die Ansammlung isolierter Einzelbefunde der „history of mediation“ voranzutreiben, sondern am Projekt einer „mediation of history“ zu arbeiten, also einer Geschichte der gesellschaftlichen Rolle der Medien (ebd.).

Damit ist die vielleicht größte Herausforderung der kommunikationswissenschaftlichen Theoriebildung durch Komplexität angesprochen. Denn eine gesteigerte Spezialisierung führt die Gefahr einer Fragmentierung des Faches mit sich und lagert zugleich die Komplexitätsproblematik an die Schnittstellen zwischen spezialisierten Beobachtungen aus. Eine planvolle Integration der einzelnen Wissensbestände in Form der Theoriebildung wird dadurch zusehends schwieriger. Die mögliche Konsequenz ist ein in der internen Kommunikation gehemmtes Fach, in dem Wissensbestände unvermittelt nebeneinanderstehen, da geteilte Relevanzen und ein gemeinsames Vokabular langsam schwinden. So mag für die fachliche Integration der Kommunikationswissenschaft eine Überlegung Horst Pöttkers (2000: 378) zutreffen, die ursprünglich mit Blick auf das Verhältnis von gesellschaftlicher Komplexität und der daraus erwachsenden Rolle für den Journalismus formuliert wurde. Pöttker sieht nicht die „Kontingenz als Schlüsselproblem“ kommunikativer Integration, sondern vielmehr „die durch die modernen Verhältnisse erzeugte Borniertheit der Handlungssubjekte“. Die Leistung des Journalismus besteht, so Pöttker, dann nicht in der Reduktion, sondern in der „*Überwölbung* gesellschaftlicher (Über-)Komplexität“ (Herv. d. Verf.). Dem entspricht eine Diagnose Craig Calhouns (2011: 1481), für den die aktuelle Herausforderung des Faches nicht in seiner Breite und Vielfältigkeit liegt, sondern in der Unverbundenheit dieser Zugänge. Und Sonia Livingstone (2011: 1473) ergänzt in diesem Zusammenhang, dass es mit einer reinen Aufzählung der „subfields“ der Kommunikationswissenschaft nicht getan sei, und fordert stattdessen, „[that] we should talk to each other more, debate our differences more robustly, and one hopes, discover some unexpected and valuable synergies“.

Die Pathologie fachlicher Spezialisierung bezeichnen Pooley & Park (2013) als Balkanisierung: eine Sprachlosigkeit oder gar Feindseligkeit untereinander, welche die Kongruenz des Feldes der Kommunikationsforschung gefährdet. Ein in Grabenkämpfe verstricktes Fach jedoch büßt nicht nur eine gemeinsame Identität ein, sondern auf längere Sicht auch ein geeintes Auftreten im Wissenschaftsbetrieb, mit all den zu erwartenden Nachteilen im Kontext reputativer Geltung und gemeinsamer Ressourcensicherung. Auch mag die Relevanz der Kommunikationsforschung in der Wahrnehmung gesellschaftlicher Anspruchsgruppen Schaden nehmen, da Spezial- und Detailwissen allein nicht hinreichen, um die an die Kommunikationswissenschaft herangetragenen Fragen zu beantworten und die vom medialen Wandel herausgeforderte Gesellschaft mit dringend erforderlichem Orientierungswissen zu versorgen.[10]

10 Siehe dazu auch die Diskussionen betreffend die gesellschaftliche Relevanz des Faches am Rand der Leipziger Jahrestagung der DGPuK 2016 (etwa https://www.youtube.com/watch?v=ElsybrU4pk, Zugriff: 25.05.2016).

https://doi.org/10.5771/1615-634X-2017-3-500 https://www.inlibra.com/de/page/agb - Open Access - (cc) BY

5. Resümee: Theorien zur Navigation von Komplexität

Die knappe Diskussion möglicher Sackgassen im kommunikationswissenschaftlichen Umgang mit Komplexität soll vor allem an eines erinnern: Sofern Komplexitätsreduktion im Umgang mit einer (immer) komplex(er)en gesellschaftlichen Umwelt unvermeidlich ist, wird es umso wichtiger, die dazu ins Treffen geführten Strategien zu explizieren. Denn es gilt: Selektion impliziert Kontingenz; und nur Reflexion unterbricht die Kontinuität kontingenter Selektionen. Nur so können stets zur Habitualisierung respektive Spezialisierung neigende Beobachtungsschemata zur Disposition gestellt werden (vgl. Schmidt 1999: 184f.). Damit ist insbesondere die hier gegenständliche Frage nach der Theoriebildung angesprochen. Denn, wie bereits dargelegt, sind es allen voran die Theorien, die für die in der Wissenschaft maßgebliche „Bewältigung der ontologischen Frage" (Schmidt 1994: 164ff.) verantwortlich zeichnen, also dafür, „was im jeweiligen Kontext als wirklich gilt" (Moser 2011: 24).

Eine komplexitätssensible Theoriebildung liegt quer zu den zuvor problematisierten Pathologien der Simplifizierung und Fragmentierung, sofern man die Auffassung teilt, dass auf dieser Ebene die maßgeblichen Entscheidungen der im Rahmen der Beobachtung getroffenen Setzungen (Kriterien der selektiven Beobachtung) und den damit verflochtenen Deutungskontexten (Synthetisieren der Beobachtungen) getroffen werden. Insofern sind Theorien der konkreten Forschung nicht nur zeitlich *vor*-, sondern auch *nach*gelagert, geht es hier doch sowohl um die Begründung der Entscheidung für konkrete Beobachtungs*gegenstände* als auch um die nachlaufende *Interpretation* bzw. *Einordnung* der Ergebnisse (also die Kopplung *an* bzw. Einbettung *in* den akademischen und gesellschaftlichen Kontext). Auch das lehrt uns also eine Auseinandersetzung mit dem Phänomen der Komplexität: Die Ordnung der von uns beobachteten Dinge ist kein Merkmal dieser Dinge, sondern verdankt sich der Narrative, nach denen wir unsere Beobachtungen nachholend ordnen und von denen aus wir neue Fragestellungen entwickeln („Postrationalisierung", vgl. Nassehi 2015: 151f.).

Damit ist zwingend auch die Frage der Normativität solcher wissenschaftlichen Narrative angesprochen (Karmasin, Rath & Thomaß 2013), wobei dies zweierlei meint: Einerseits bezieht sich Normativität auf die Frage der – selbstverständlichen, also normalisierten und daher oft unerwähnt bleibenden – Werte und Normen, auf Basis derer Relevanzen sortiert und Entscheidungen getroffen werden, und somit auch auf die maßgeblichen Prioritäten der Akteure im Wissenschaftsfeld (von individuellen WissenschaftlerInnen ebenso wie von Fachbereichen, Berufungskommissionen, aber auch von Fördergebern und -programmen u. a. m.).

Neben dieser *präskriptiven* Normativität umfasst der Begriff in meinem Verständnis aber andererseits auch Pfadabhängigkeiten von Entscheidungen (Setzungen) in der Anwendung von Theorien, also eine normative *Formatierung* im weiteren Sinne. Die von einer Theorie nahegelegten Konzepte und Schemata werden im weiteren Verlauf des Forschungsprozesses zu den Kategorien der Beobachtung, entlang derer der empirische Zugriff seine Daten generiert. Somit präformiert der Begriffsapparat auf abstrakter Ebene das, was auf der Ebene der sozialen Wirklichkeit gefunden werden kann, wobei die Gefahr *nicht* in diesem unvermeidlichen heuristisch-normativen Doppelcharakter wissenschaftlicher Untersuchungsschemata besteht, sondern in der Ausblendung dieses Zusammenhangs.[11] Das jedoch käme, wie hier ausführlich dargelegt, einer unzulässigen, weil vermeidbaren Reduktion von Komplexität gleich.

11 Eine an dieser Stelle ansetzende Diskussion über den Umgang mit impliziter und expliziter Normativität in Forschung und Theoriebildung findet hier leider keinen Platz mehr. So fordert

https://doi.org/10.5771/1615-634X-2017-3-500 https://www.inlibra.com/de/page/agb - Open Access - (cc) BY

So wird die Auseinandersetzung mit der Herausforderung der Kommunikationswissenschaft durch Komplexität am Ende selbst von Komplexität eingeholt. Sofern wir das Stadium hinter uns gelassen haben, auf erfrischend einfache, weil leere Landkarten hereinzufallen, auf denen man alles und nichts finden kann, und sofern die fachliche Integration noch hinreicht, dass nicht jeder seinen eigenen *Snark* sucht, bleibt zur Sicherstellung gemeinsamer Theoriebildung zwischen Verkomplizierung und Vereinfachung wohl nur ein Weg: Reflexion und Kommunikation darüber.

Bibliographie

Adolf, Marian/Deicke, Dennis (2015): New Modes of Integration: Individuality and Sociality in Digital Networks. First Monday, Vol. 20(1), DOI: http://dx.doi.org/10.5210/fm.v20i1.5495.

Adolf, Marian/Wallner, Cornelia (2005): Probing the Public Sphere in Europe. Theoretical Problems, Problems of Theory and Prospects for further Communication Research. Vortragsmanuskript, ECREA, 24.-26.11.2005, Amsterdam. Online: www.univie.ac.at/Publizistik/Europaprojekt/datei/pub/ECC_Adolf-Wallner-Vienna.pdf [24.01.2017].

Baecker, Dirk (2005): Form und Formen der Kommunikation. Frankfurt/Main: Suhrkamp.

Baecker, Dirk (2007): Studien zur nächsten Gesellschaft. Frankfurt/Main: Suhrkamp.

Bateson, Gregory (1972): Steps to an Ecology of Mind. Chicago: The University of Chicago Press.

Bertalanffy, Ludwig von (1950): An Outline of General System Theory. British Journal for the Philosophy of Science 1, S. 114–129.

Byrne, David (1997): Complexity Theory and Social Research. Social Research Update, Issue 18, Online-Journal: http://sru.soc.surrey.ac.uk/SRU18.html [17.01.2017].

Calhoun, Craig (2011): Communication as Social Science (and More). International Journal of Communication, Vol. 5, S. 1479–1496.

Carrier, Martin (2006): Wissenschaftstheorie. Hamburg: Junius.

Carroll, Lewis (1876): The Hunting of the Snark. London: Macmillan Publishers.

Chadwick, Andrew (2013): The Hybrid Media System: Politics and Power. Oxford: Oxford University Press.

Cho, Adrian (2009): Ourselves and our Interactions: The Ultimate Physics Problem? Science, 325(5939), S.406–408.

Gilpin, Dawn R./Murphy, Priscilla (2010): Implications of Complexity Theory for Public Relations. In: Heath, Robert L. (Hrsg.): The SAGE Handbook of Public Relations. Thousand Oaks: Sage, S. 71–84.

Habermas, Jürgen (1985): Die Neue Unübersichtlichkeit. Frankfurt/Main: Suhrkamp.

Hasebrink, Uwe/Hölig, Sascha (2014): Topographie der Öffentlichkeit. In: Aus Politik und Zeitgeschichte 22-23/2014, S. 16–22.

Hasebrink, Uwe/Schmidt Jan-Hinrik (2013): Medienübergreifende Informationsrepertoires. Zur Rolle der Mediengattungen und einzelner Angebote für Information und Meinungsbildung. Media Perspektiven 1, S. 2–12.

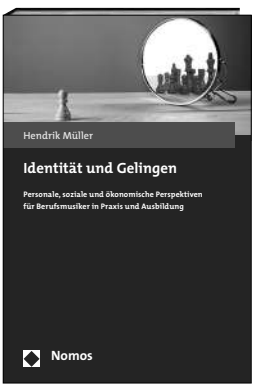
etwa Scheufele (2011: 338), dass die Kommunikationswissenschaft „normative Randbedingungen“ nicht nur zur Kenntnis nehmen, sondern „vielmehr die eigenen Leitbilder (stärker) reflektier[en] und explizier[en]“ sollte. Zur Umsetzung solcher Forderungen mögen sich auch neue heuristische Vorgehensweisen eignen, etwa das „backcasting from principles“-Modell (Holmberg & Robèrt 2000) aus der von Non-Linearität umfassend herausgeforderten Nachhaltigkeitsforschung. Der Backcasting-Prozess kann als strategische Reaktion der Unvorhersehbarkeit der Entwicklung komplexer Systeme verstanden werden und setzt an die Stelle der Fokussierung auf einige wenige bekannte Parameter chaotischer Wechselwirkungen die Klärung gemeinsamer Ziele, von denen aus notwendige Schritte und Maßnahmen, gleichsam *rückwärts*, abgeleitet werden. Das kommt einer Explikation geteilter Werte gleich, was wiederum der normativen Komponente der Analyseprozesse neue Prominenz verleihen würde.

https://doi.org/10.5771/1615-634X-2017-3-500 https://www.inlibra.com/de/page/agb - Open Access - (cc) BY

Holmberg, John/Robèrt, Karl-Henrik (2000): Backcasting from Non-Overlapping Sustainability Principles – a Framework for Strategic Planning. International Journal of Sustainable Development and World Ecology, Vol. 7, S. 291–308.
Karmasin, Matthias/Rath, Matthias/Thomaß, Barbara (Hrsg.) (2013): Normativität in der Kommunikationswissenschaft. Wiesbaden: SpringerVS.
Katz, Elihu (1959): Mass Communications Research and the Study of Popular Culture: An Editorial Note on a possible future for this Journal. Studies in Public Communication, 2, S. 1-6. http://repository.upenn.edu/asc_papers/165 [17.01.2017].
Katz, Elihu/Peters, John Durham/Liebes, Tamar/Orloff, Avril (Hrsg.) (2003): Canonic Texts in Media Research. Cambridge: Polity.
Klages, Helmut/Nowak, Jürgen (1971): The Mastering of Complexity as a Problem of the Social Sciences. Theory and Decision, 2 (1971), S. 193–212.
Krause, Detlef (2005): Luhmann-Lexikon. 4. Aufl., Stuttgart: Lucius & Lucius.
Langenbucher, Wolfgang R. (2005): Plädoyer wider die kommunikationswissenschaftliche Bescheidenheit. In: Schade, Edzard (Hrsg.): Publizistikwissenschaft und öffentliche Kommunikation. Beiträge zur Reflexion der Fachgeschichte. Konstanz: UVK, S. 183–190.
Latzer, Michael (2013a): Media Convergence. In: Towse, Ruth/Handke, Christian (Hrsg.): Handbook of the Digital Creative Economy. Cheltenham: Edward Elgar, S. 123–133.
Latzer, Michael (2013b): Medienwandel durch Innovation, Ko-Evolution und Komplexität. Ein Aufriss. Medien & Kommunikationswissenschaft, 61 (2), S. 235-252.
Lazarsfeld, Paul F./Berelson, Bernard/Gaudet, Hazel (1944): The People's Choice. How the Voter Makes up his Mind in a Presidential Campaign. New York: Columbia University Press.
Leendertz, Ariane (2015): Das Komplexitätssyndrom: Gesellschaftliche Komplexität als intellektuelle und politische Herausforderung in den 1970er-Jahren. MPIfG Discussion Paper, No. 15/7. http://hdl.handle.net/10419/125133 [17.01.2017].
Livingstone, Sonia/Lunt, Peter (2014): Mediatization: an Emerging Paradigm for Media and Communication Studies. In: Lundby, Knut (Hrsg.): Mediatization of Communication. Berlin: De Gruyter Mouton, S. 703–724.
Livingstone, Sonia (2011): If Everything is Mediated, What is Distinctive About the Field of Communication? International Journal of Communication 5 (2011), Feature, S. 1472–1475.
Luhmann, Niklas (1992): Die Wissenschaft der Gesellschaft. Frankfurt/Main: Suhrkamp.
Luhmann, Niklas (1998): Die Gesellschaft der Gesellschaft. Frankfurt/Main: Suhrkamp.
Lunt, Peter/Livingstone, Sonia (2011): Media Regulation: Governance and the Interests of Citizens and Consumers. London: Sage.
Meyen, Michael (2013) Normativität in der US-Community – Ein Beitrag zu den Strukturen des kommunikationswissenschaftlichen Feldes. In: Karmasin, Matthias/Rath, Matthias/Thomaß, Barbara (Hrsg.): Normativität in der Kommunikationswissenschaft. Wiesbaden: SpringerVS, S. 117–132.
Mitchell, Sandra (2008): Komplexitäten. Warum wir erst anfangen, die Welt zu verstehen. Frankfurt/Main: Suhrkamp.
Moser, Sibylle (Hrsg.) (2011): Konstruktivistisch forschen. Methodologie, Methoden, Beispiele. 2. Auflage. Wiesbaden: VS-Verlag.
Nassehi, Armin (2015): Die letzte Stunde der Wahrheit. Warum rechts und links keine Alternativen mehr sind und Gesellschaft ganz anders beschrieben werden muss. Hamburg: Murmann.
Pooley, Jefferson D./Park, David W. (2013): Communication Research. In: Simonson, Peter et al. (Hrsg.): The Handbook of Communication History. New York: Routledge, S. 76–90.
Pöttker, Horst (2000): Kompensation von Komplexität. Journalismustheorie als Begründung journalistischer Qualitätsmaßstäbe. In: Löffelholz, Martin (Hrsg.): Theorien des Journalismus. Wiesbaden: Westdeutscher Verlag, S. 374–390.
Rosa, Hartmut (2005): Beschleunigung. Die Veränderung der Zeitstrukturen in der Moderne. Frankfurt/Main: Suhrkamp.
Saxer, Ulrich (2012): Mediengesellschaft: Eine kommunikationssoziologische Perspektive. Wiesbaden: Springer VS.
Scheufele, Bertram (2011): Faktizität und Funktion. Plädoyer für eine Reflexion über Leitbilder. In: Studies in Communication | Media (2), S. 333–353.

https://doi.org/10.5771/1615-634X-2017-3-500 https://www.inlibra.com/de/page/agb - Open Access - (cc) BY

Schmidt, Siegfried J. (1994): Kognitive Autonomie und soziale Orientierung. Frankfurt/Main: Suhrkamp.
Schmidt, Siegfried J. (1999): „Medien-Kultur-Wissenschaft“. In: Pias, Claus (Hrsg.): Medien. Dreizehn Vorträge zur Medienkultur. Weimar: VDG, S. 183-198.
Schroer, Markus (2001): Das Individuum der Gesellschaft. Synchrone und diachrone Theorieperspektiven. Frankfurt/Main: Suhrkamp.
Schulz, Winfried (2004): Reconstructing Mediatization as an Analytical Concept. European Journal of Communication, Vol. 19 (1), S. 87–101.
Stehr, Nico/Adolf, Marian (2015): Ist Wissen Macht? Erkenntnisse über Wissen. Weilerswist: Velbrück.
Urry, John (2005): The Complexity Turn. Theory, Culture & Society 22 (5): S. 1–14.
Waters, Tony (2014): Of Looking Glasses, Mirror Neurons, Culture, and Meaning. Perspectives on Science 2014, vol. 22 (4), S. 616–649.
Weaver, Warren (1948): Science and Complexity. American Scientist, 36, S. 536–547.
Wendelin, Manuel (2008): Kanonisierung in der Kommunikationswissenschaft. Lehrbuchentwicklung als Indikator einer „kognitiven Identität“. In: Medien & Zeit, Heft 4, S. 28–36.
Williams, Raymond (1958): Culture and Society 1780-1950. London: Chatto & Windus.



Identität und Gelingen
Personale, soziale und ökonomische Perspektiven für Berufsmusiker in Praxis und Ausbildung
Von Dr. Hendrik Müller
2017, 199 S., brosch., 39,– €
ISBN 978-3-8487-4004-8 | eISBN 978-3-8452-8289-3
nomos-shop.de/29327

Erstmals werden Zusammenhänge psychologischer, sozialer und ökonomischer Einflussgrößen mit dem beruflichen Gelingen professioneller Musiker empirisch aufgezeigt. Das Konzept der Identität erweist sich als integrative Steuerungsgröße, die für Praxis und Ausbildung relevante Potenziale bereitstellt.

Nomos eLibrary
Unser Wissenschaftsprogramm ist auch online verfügbar unter:
www.nomos-elibrary.de

Portofreie Buch-Bestellungen unter www.nomos-shop.de
Alle Preise inkl. Mehrwertsteuer

Nomos

https://doi.org/10.5771/1615-634X-2017-3-500 https://www.inlibra.com/de/page/agb - Open Access - (cc) BY